

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Heinz Kestler sagte sich aber gleich wieder. Er steckte unter dem Jackett die Hände in die Hosentaschen. Seine Haltung wurde sehr frohlich.

„Also das ist's!“

Und er nickte langsam.

„Na — dann —“

Wurz wandte er sich plötzlich ab, zum Fenster hin.

Astrid war sehr betreten zu Mut. Eine schreckliche Situation. Daß Gerda ihm auch kein Wort hinterlassen hatte! Endlich brach sie das Schweigen.

„Es tut mir furchtbar leid — nochmals, verzeih! Wenn ich das hätte ahnen können —“

Sie machte eine ungeschickliche Bewegung, als ob sie gehen wollte. Doch nun drehte er sich wieder um.

„Gardon, Astrid — ich wollte dich nicht kränken. Nur — du wirst verstehen — wenn einem so etwas gesagt wird, so gänzlich unvorbereitet —“

Da vergaß auch sie die nur künstlich bewahrte Zurückhaltung und machte ihrem Herzen Luft. „Ja, es ist ja zu schrecklich! Mein Gott, Heinz — wie konnte denn das alles nur so kommen?“

Der wieder vertrauliche Ton hob auch bei ihm die Schwanken. Er sah die junge Schwägerin jetzt mit einem ehelich-traurigen Blick an. „Ja, Astrid — wie konnte es? Ich hab's mich heut nacht selber immerzu gefragt. Und die will ich's auch sagen. Du wenigstens wirst mich verstehen, denk' ich.“

Sie nickte. Da nahm er sie bei der Hand.

„Komm, setz' dich,“ und er nahm in ihrer Nähe Platz. „Siehst du — es fing alles so gut an bei uns. Ich hab' Gerda wirklich lieb gehabt, und sie mich vielleicht auch.“

Astrid machte eine Gebärde lebhafter Zustimmung. Doch er wiegte unsicher den Kopf.

„Mitunter kommen mir jetzt doch Zweifel. Sie hat mich vielleicht zu lieben geglaubt, aber ob wirklich —? Doch lassen wir das. Ich jedenfalls war im Anfang unserer Ehe restlos glücklich, und ich denke, ich hab' es Gerda auch gezeigt. Freilich —“ und nun senkte sich ein Schatten über seine Züge — „vielleicht war gerade die Art, wie ich ihr das zeigte, nicht die richtige; nicht so, wie sie es gewünscht hätte. Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, so wird es mir immer klarer, es ist ihr wohl bald zuviel geworden mit meiner Härlichkeit — ich bin ihr schließlich am Ende gar damit lästig gefallen.“

Astrid blickte auf ihre Hände, die sich mit dem Täschchen zu schäffeln machten. Doch er fuhr fort, in einem sehr ernsten Ton, der der Situation alles Peinliche nahm:

„Du bist ja eine Frau, Astrid, mit der man über so etwas reden kann. Vielleicht verstehst du auch das. Denn dies ist gerade ein wichtiger Punkt bei der ganzen Sache. Ich bin ja am Ende anders als andere Männer, für mich soll's nicht aus sein mit den paar Flitterwochen — nein, meine Frau soll immer die Geliebte sein. Du wirst das Wort nicht missverstehen, Astrid.“

Die junge Frau nickte stumm.

„Siehst du, da hat es nun Gerda fehlen lassen. Du gestattest, daß ich ganz rückhaltlos spreche. Sie lehrte gar zu bald schon die Vernünftige heraus, die in der Verliebtheit ihres Mannes etwas Unschickliches, wohl gar sie Verabwürgendes sieht.“

Astrid entgegnete nichts. Aber wieder nickte sie leise. Mühte er da nicht an einen Punkt, an dem nur allzuvieler Ehen schon gescheitert waren?

Heinz jedoch sprach nun weiter.

„Es ist aber nicht dies alleine. Noch etwas anderes kam hinzu. Gerda hat sich in meiner Welt nicht zurechtfinden können — vielleicht auch nicht wollen. Ich hatte wenigstens so manchmal das Gefühl. Sie wollte immer noch die Offiziersdame bleiben und sträubte sich daher mit Gewalt gegen alles, was mit dem Theater irgendwie zusammenhing. Das war ein weiterer schwerer Fehler. Wenn sie so dachte, dann hätte sie — das wirst du mir gewiß zugeben — niemals einen Mann heiraten dürfen, der Künstler ist. So veranlaßte sie nun, daß ich ihr zutiebe einfach auf meinen ganzen bisherigen Verkehr verzichtete, mich innerhalb meines Lebenskreises vollkommen isolierte. Ja, war das richtig?“

Ein leises Kopfschütteln Astrids ließ ihn lebhafter weitersprechen.

„Ich habe ihr trotzdem den Gefallen getan — Gerda wird es dir bezeugen. Wenn dann aber nachher die unausbleiblichen Folgen eintraten, darfst du dich beklagen? So etwas geht doch nicht spurlos an einem vorüber. Ich habe mich zwar nie zu Gerda darüber beklagt, doch es hat mich natürlich getränkt, daß meine eigene Frau meinem Berufe so geringe Achtung bezeugte. Daß sie sich sogar über mich selbst im stillen erhob — o ja, ich habe es wohl gemerkt, daß sie einfach nicht begriff, wie ich mich früher in dem Kreise hatte wohlfühlen können!“

Astrid machte eine Gebärde verstehenden Bedauerns. Sie konnte ihm das alles vollkommen nachempfinden.

Er aber schloß nun: „Siehst du, Astrid — so ist es denn gekommen. Wir standen uns bereits innerlich fremd gegenüber, als ich Fräulein Kollmar kennen lernte. Und in der Seelenverfassung, in der ich eben war — ich bin nun mal ein Mensch, der Temperament und Trostimm braucht — wirkte sie stark auf mich, ich leugne es nicht. Aber es wäre vielleicht nie geschehen, wäre Gerda anders zu mir gewesen. Nun — vorbei! So, Astrid, nun weißt du alles, und nun überlasse ich es dir, über mich dein Urteil zu fällen.“

Heinz Kestler stand auf. Da erhob auch sie sich.

„Nein, Heinz, ich kann dich nicht verdammen. Gewiß, dein Handeln ist nicht zu rechtfertigen“ — fest und ehrlich sagte sie es — „und ich mache kein Hehl daraus: als ich herkam, hab' ich anders über dich gedacht. Aber nun, da du mir alles so erzählst hast — nein ich kann nicht! Wenn es auch meine eigene Schwester ist — ich kann auch Gerda nicht freisprechen von Schuld.“

Er griff nach ihrer Hand und drückte sie bewegt an seine Lippen. „Ich danke dir.“

Astrid ließ ihm die Hand, ja sie drückte jetzt die seine und sah ihn an, mit einem Bitten:

„Heinz — soll denn nun wirklich alles aus sein zwischen euch?“

Da zog er seine Rechte zurück, und seine Züge wurden wieder finster. „Gerda will es ja nicht anders.“

„Aber du! — Sieh, Heinz, die letzte Schuld, und die schwerste, liegt bei dir. An dir müßte es daher sein, Gerda zuerst die Hand zu reichen.“

Er fürchte die Stirn; dann lehnte er ab.

„Unmöglich — nun, wo sie mir davongelaufen ist, zurück nach Haus. Wenn sich erst Dritte in so etwas einmengen — die liebe Familie — nein, dann ist's aus!“

Und er schüttelte in heftiger Abwehr die Rechte. Aber da nahm Astrid sie noch einmal zwischen ihre Hände.

„Lieber Heinz — ich meine es gut mit euch beiden. Darum hör' auf mich. Wenn du willst, reise ich sofort Gerda nach und rede mit ihr. Sehr ernst, ganz so wie eben zu dir. Sie muß einfach einsehen, daß auch sie teil hat an der Schuld. Und auch vor unserer Familie werde ich das betonen, immer wieder. Sie sollen es alle einsehen, und keiner soll euch dazwischen reden — nur du und Gerda, ihr beide ganz allein sollt die Sache wieder in Ordnung bringen!“

Heinz Kessler blickte immer noch mit gefalteter Stirn auf die junge Schwägerin. Wer als er ihre Augen so herzlich bitten fühlte, da wich seine Härte.

„Guter, kleiner Kerl, du.“ Und abermals küßte er ihr die Hand.

In ihrem Antlitz leuchtete es auf.

„Du willst also, Heinz — wirklich?“

Er bejahte stumm.

Da jubelte es in ihr auf. Fast hätte sie ihm in ihrer Herzensfreude einen Kuß gegeben. Doch dann fiel ihr noch etwas ein — ja die Hauptsache! — und wieder ernst sagte sie: „Ja, Heinz — dann aber noch eins: die Beziehungen mit jener Dame —“

„Haben selbstverständlich mit dieser Stunde ein Ende.“

„Dein Wort darauf, Heinz?“

„Mein ehrliches Wort.“

„Ich danke dir!“ Und sie schüttelte ihm wie einem guten Kameraden nun kräftig die Hand. „Also dann schreie ich — gleich, sofort, mit dem Mittagszuge. Aber nun hab' ich auch keine Minute mehr zu verlieren. Adieu, Heinz, und sei sicher, ich bringe dir Gerda wieder.“ —

Gerda war daheim im Elternhause.

Ihre Ankunft, so völlig unerwartet, ohne jede Ankündigung, rief größte Bestürzung bei der Mutter und Edith hervor. Der Oberstleutnant war nicht zu Hause. Er war zur Jagd gefahren, beim Regierungspräsidenten. Erst morgen würde er zurück erwartet.

Die ersten Mitteilungen Gerdas wirkten geradezu niederschmetternd auf Frau von Henning. In allem nun auch noch das: eine solche Standaugeschichte, Ehescheidung — es war ja gar nicht auszudenken! Und statt des erhofften versiehenden Trostes fand Gerda bei der Mutter nur ein starres Schweigen, aus dem sie fast einen Vorwurf gegen sich selber heraushörte.

Nur eines sagte die Mutter schließlich zu ihr:

„Besprich mir, und auch du, Edith, daß kein Mensch sonst hier auch nur ein Wort von dieser unglückseligen Angelegenheit erfährt, ehe nicht der Vater morgen zurück ist.“

Das versprachen beide. Dann ging die Mutter hinaus, ohne ein Wort des Mitleids und des Bespruchs.

Das war der erste Empfang Gerdas im Elternhause, wo sie, dem Zusammenbrechen nahe, Zuflucht gesucht hatte. Und sie ließ sich, immer noch im Reizeleid, matt auf einen Stuhl sinken. Sie legte die Hände über die Augen. Daß sie doch hätte weinen können.

Da fühlte sie eine Hand auf der Schulter, Edith, und hörte diese sagen, mit einem weichen Ton, wie sie ihn von der immer Ruhigen noch nie vernommen hatte:

„Nimm dir's nicht so zu Herzen. Gerda. Du kennst ja

die Mutter. Sie braucht erst immer Zeit, sich zu überwinden. Es kam ja auch zu überraschend. Noch sieht sie nur erst wieder all das neue Unglück — nach außen, vor der Welt. Und es war ja schon gerade genug an den Aufregungen, die dein Mann uns allen hier bisher bereitet. Aber Mama wird schon noch das andere empfinden — das, was du durchzumachen hast.“

Und Edith drückte mit ihren kühlen, schlanken Händen jetzt den Kopf der Schwester sanft an ihre Brust. Es tat Gerda so wohl. Ihre Schläfen glühten wie im Fieber.

„Wie gut du bist,“ sagte sie matt. „Du verstehst mich wenigstens.“

„Ja, Gerda — jetzt versteh' ich dich. Ich sag' es dir offen, ich hab' dich nicht begreifen können damals, als du deinen Mann fandest. Doch du liebest dir ja nie dreinreden in deine Angelegenheiten. Aber heute, wo du es einsehst und entschlossen bist, deinen Irrtum wieder gutzumachen — heut' findest du mich an deiner Seite.“

Gerda preßte dankbar die Finger der Schwester gegen ihre Wangen.

„Nicht wahr, ich kann gar nicht anders? Astrid wollte mir nämlich mit aller Gewalt zu einer Versöhnung raten.“

„Auf keinen Fall! Du bist dir die Trennung einfach schuldig. Eine Frau, die über so etwas hinwegkommt, gibt ihre eigene Ehre preis. Aber nun komm, Gerda, leg' doch endlich ab, und dann — du mußt doch todmüde sein. Nach der schlaflosen Nacht noch die lange Bahnfahrt! Komm mit, auf mein Zimmer. Da legst dich ein paar Stunden — du mußt. Und ich Sorge für Ruhe. Nachher, abends, können wir ja dann alles Nötige besprechen.“

Gerda empfand dieses mütterliche Sorgen als eine innerste Wohltat. Wie ein müdes, krankes Kind ließ sie alles mit sich geschehen, und als sie oben bei Edith auf der Chaiselongue lag, von dieser in weiche Decken gehüllt, da fielen ihr vor Erschöpfung wirklich bald die Augen zu.

Ein paar Stunden hatte sie so gelegen, als sie wach wurde von einer Berührung an der Hand. Sie erkannte im Lichtschein die Mutter neben ihrem Lager und wollte sich aufrichten. Aber Frau von Henning drückte sie sanft nieder.

„Bleib ruhig so, Gerda, und laß uns nun noch einmal sprechen über alles. Du bist ja jetzt etwas ausgeruht, und ich bin auch über das Erste hinweg. Du kannst es dir ja denken, daß mich vorhin förmlich ein Donner Schlag rührte. Wir haben uns nachgerade ja an manches gewöhnen müssen seit deiner Ehe — aber das! — Nun, du kannst ja nichts dafür, mein armes Kind,“ die Mutter strich jetzt über Gerdas Hände, „und du tust mir leid, von Herzen leid. Ich verstehe es ja auch, daß du in deiner ersten Erregung aus deinem Hause gingst und Zuflucht bei uns suchtest, bei deiner Mutter. Aber, mein liebes, gutes Kind, es war vielleicht nicht klug. Komm, bleib ruhig — ganz ruhig, und höre auf mich, meine Gerda. Ich bin eine erfahrene Frau, und habe gewiß schon in manche Ehe hineingesehen — nicht wahr?“

Ein schwaches Reigen des Kopfes bei der jungen Frau.

„Nun, siehst du, mein Kind, wir Frauen müssen alle erst lernen. So manches, was uns schwer fällt — oft bitter schwer. Aber wir müssen. Das ist einmal nicht anders. Und dazu gehört auch das, was dir geschehen ist. Es vergißt sich ja freilich nicht jeder Mann so wie der deine — Gott sei Dank, mir selber ist das erspart geblieben; dein Vater hat seiner Ehre nie auch nur das Leiseste vergeben — aber in so manchen anderen Ehen um mich herum habe ich es erleben müssen. So schrecklich wie es ist, es strandeln da leider nur zu viele — es liegt wohl so in der Ramesnatur; es soll das natürlich keine Entschuldigung sein. Aber, sieh, mein gutes Kind, wenn in allen solchen Fällen gleich immer die Ehe geschieden werden sollte — wo sollte das hinführen? Es wäre ja gar nicht abzusehen. Nein, Gerda, man muß da eben mit der Schwäche des Mannes eine gewisse Nachsicht haben. Natürlich nur bis zu der Grenze, die uns unsere Würde gebietet. Aber einmal, das erste Fehlen des Mannes muß wohl eine Frau verzeihen lernen. Und darum —“

Gerda, die mit zuckenden Händen dagelegen hatte, warf nun die Decken zurück, die sie noch umhüllten. Sie sprang empor von ihrem Lager.

„So rüßt du mir zum Verzeihen? Weiter soll ich leben an der Seite dieses Mannes, als ob nichts geschehen wäre?“

(Fortsetzung folgt.)

## Shakespeare.

Geboren am 23. (26.) April 1564.

Von Ernst Heilborn, Berlin.

Eine Szene aus Homers „Odyssee“ lebt auf. Odysseus hat das Strafgericht an den Freiern vollzogen. Der Saal ist mit Leichen bedeckt. Da naht sich Odysseus der Sänger, der den Freiern gesungen hat, umfaßt seine Knie und steht um sein Leben. Und in seiner Todesangst sucht er sein ganzes Wesen in ein einziges Wort zusammenzupressen. Odysseus soll ihn begreifen, begreifen heißt ja verzeihen, und da weiß er nichts Besseres zu sagen als: „Was ich habe und bin, verdanke ich ganz mir selbst.“ („Ich bin Autodidakt“, wie es im griechischen Urtext heißt.)

Ein Schrei aus gepreßtem Herzen, vom Augenblick eingegeben. Und läßt sich vielleicht doch nichts Tieferes sagen, wenn es ein Innerstes der Lebenserfahrung eines Dichters zu kennzeichnen gilt.

Wie sich die Mächte sonst verrücken, dieser bleibt. Er behauptet sich der lichtesten Offenbarung gegenüber, die der Menschheit zuteil geworden: Shakespeare.

Man könnte ihn, über dessen Werke Bibliotheken geschrieben sind, den „Unbegreifenen“ nennen. Er ist es dreihundert Jahre hindurch geblieben, und nie werden Menschen mit verstandesgemäßen Ueberlegungen und ästhetischen Ergründungen aus Innerste seiner Dichtung rühren können. So wenig man es je lernen wird, logisch zu bestimmen, wie es dem Zugvogel gelingt, über Meere und Flüsse und Berge hinweg, das Nest seiner Heimat wiederzufinden. Die letzte Antwort heißt auch hier: Natur.

Es ist aber in dieser Antwort nichts, als das Bekenntnis unseres Unvermögens. „Was ich habe und bin, verdanke ich ganz mir selbst.“ Unbegreiflicher scheint damit das Unbegreifene, und so geschah es, daß kluge Köpfe, die sich instinktuell auf ihren rechnerischen Verstand verlassen, in dem Philosophen und Staatsmann Bacon den Verfasser von Shakespeares Werken zu erkennen glaubten. Kein größerer Ruhmestitel für Shakespeare als diese Ablehnung seiner Persönlichkeit! In Wirklichkeit freilich entspricht die Bacon-Hypothese dem Unterfangen, den lebendigen Strom aus der künstlichen, schöngewölbten Brücke erklären und herleiten zu wollen, die sich von Ufer zu Ufer hinüberspannt.

Bacon war ein Deuter: es ist aber das Große und Größte an Shakespeare, daß er sein Werk deutungslos ließ.

Man hat aus Shakespeares Dramen ein Inneres und Inneres seines eigenen Lebensganges herauszulesen versucht. Man stellte eine Gruppe seiner Tragödien zusammen und wies auf Jahre der Verdüsterung, des Menschenhaßes. Aber ist es, an unleren Begriffen gemessen, nicht sehr viel merkwürdiger, daß so wenig aus Shakespeares eigenen Ergebnissen in seine Dichtung hinübergeglitten ist? Man hat geschildert, wie sehr Shakespeare von den Idealen der Renaissance erfüllt gewesen, und vielleicht stand wirklich ein Percy-Deißsporn dem ritterlichen Empfinden in seiner eigenen Brust nahe. Er aber schafft mit Percy zugleich den Fallstaff, gibt ihm so starke oder stärkere Lebensmöglichkeiten als jenem, und läßt die Welt „Heinrichs IV.“ gleichmäßig um die beiden Pole des Fallstaff und des Percy, der Ehre und der Unehre kreisen. Wie seine Sonne immer über Gerechten und Ungerechten gleichmäßig scheint. Man hat es ihm als ein Geschenk, das die Fee „Zeit“ ihm in die Wiege legte, nachgerühmt, daß er, im Widerspiel des Traum-erlebens und Wirklichkeitgeängstet, überzarte Frauengehalten schuf, Blumen vergleichbar, die jeder Wind entblättert, und es ist in der Tat, als könnte man einer Miranda, den Ophelien und Cordelien nur mit Tränen in den Augen nahen. Daneben stehen aber in seinem Werke die sehr lange Beatrice, die gefährliche Lady Macbeth.

Was weiß man von dem Menschen Shakespeare? Außer ein paar gleichgültigen Daten im Grunde nur, daß er einen Instinkt für Wirklichkeit besessen, wie er in diesen Jahrhunderten nicht wiedergefehrt ist, und daß dem sein mächtiger Schöpferwille entsprach.

„Ich bin Autodidakt.“ schludzte der geängstete homerische Sänger, da er im letzten Lebenskampf die Knie des Odysseus umfaßte, der seiner schonte. Behaglich, mit auf dem Rücken verschränkten Armen in seinem Zimmer auf und nieder schreitend, hat Goethe dem Aug ansehenden Eckermann das gleiche Bekenntnis abgeleat. Zugleich in seiner guten Art erklärend, um was es sich handle. Nämlich, daß es ihm gegeben war, durch Antizipation vorwegzunehmen, was er erfahrungsgemäß nicht kennen konnte. So schrieb er seinen eigenen Worte zufolge „Götter von Verlichungen“ als Zwei- und zwanzigjähriger und erstauute zehn Jahre später, wie richtig er Verhältnisse geschildert, von denen er seinerzeit schlechterdings nichts gewußt hatte. So fühlte er sich imstande, jemanden, den er nur eine Viertelstunde gesprochen, zwei Stunden lang aus sich heraus reden zu lassen. Ins Shakespearesche übertragen, heißt das: sehen und wissen; in einer entschiedenen Welt wandeln; in einer besetzten Landschaft atmen; die Schicksalsfügung kennen. Sich selbst zum Preise schuf ihn Natur.

Goethe aber, in seiner Art durch das Gesagte nachdenklicher geworden, fügte hinzu: „Hätte ich mit Darstellung der Welt solange gewartet, bis ich sie konnte, so wäre meine Darstellung Verflüchtigt geworden.“ Und rühmte nunmehr die „Reinheit“ der Shakespeareschen Welt.

Das mag in vielen Ohren dem großen Tragiker gegenüber seltsam klingen. In der Tat hat es denn auch nie an Stimmen deren gefehlt, die in Shakespeare den leidenschaftlichen Menschen-

und Weltverächter sahen, den Pessimisten. Die Wahrheit in diesen Widersprüchen der Meinungen —? Es wird in Shakespeares Weltanschauung jeder das erkennen, was ihm die Welt der Wirklichkeit gibt. Der Jüngling zu Sais hob den Schleier der Wahrheit und erlöste? — sich selbst. Shakespeare gegenüber sind wir alle dieser Jüngling.

Und ewig wird Shakespeare so unbegreiflich wie die Wahrheit bleiben.

Es sind nicht nur über Shakespeare, es sind über den Charakter des Hamlet allein Bibliotheken geschrieben worden. Man galt er als der fette Melancholiker, nun als tatunfähiger Skeptiker — als der Gewissensüberzarte — als Neurotiker — als Genie — als Denker, auf dessen Denken es keine Antwort gibt. In ununterbrochener Tradition hatte man Lady Macbeth als Heroine und Teufelin auf der Bühne verkörpert. Da kam einer und sagte: aber seid ihr denn mit Blindheit geschlagen? Erkennt ihr in dieser Lady Macbeth nicht das nervöse Weibchen, darum so gefährlich, weil so verführerisch; die jeden Wunsch ihres Mannes vorausahnt und ihm zu Munde redet, was er sich selber noch nicht eingesteht; die sich um feinetwegen in einer verbrecherischen Mut hineinsetzt, den sie selbst gar nicht besitzt? So tobte um fast jeden Shakespeareschen Charakter der Widerspruch der Meinungen, und immer war es Herzenssache der Interpreten, einander zu bekämpfen. Das Naheliegende sahen sie nicht, So viel sie fanden, unerfindlich blieb ihnen das eine, daß sie alle, der eine wie der andere, — recht hatten.

Deutungslos entließ Shakespeare seine Gestalten. Mit seinem Schöpferakt war auch sein Amt zu Ende. Nun wandeln, denen er seinen Odem gab, wie Wirklichkeitsmenschen auf Wirklichkeitspfaden. Nur eben noch aus dem dunklen Gewühl heraus erkennbar durch die Höhe des Wuchses; durch Kraft des Wollens; durch Besessenheit des Wesens. Aber fragst du, wer sie sind, so werden sie dir nur aus deinem eigenen Inneren Antwort geben und werden sein, was du in sie hineinliebst oder hineinverabscheust.

Das ist Shakespeare, und das ist das Einzige an seiner Erscheinung. Es ist, als hätte sich die Wirklichkeit, da sie ihn schuf, wiedergeboren, um nun in erhöhtem Farbenglanze, doch gleich geheimnisvoll fortzubestehen. Väter und Väterer kommen bei ihm in gleicher Weise zu ihrem Rechte, wie unter dem Himmel, der sich uns wölbt. Und selbst sich vollziehend, schweigt das Schicksal.

Die Klügten haben sich an ihm zergrübelt, die Bärtlichen haben mit ihm geliebt — unter dem gewalttätigen Goldgräber-gefindel in Mondile fand man neben der Bibel nur immer das eine Buch: Shakespeares Werke.

Es war der Ruf eines Schöpfers in seiner Stimme, und erging somit gleichmäßig an alle Menschenkreatur.

## Frauen der Zukunft.

Von Alfred Capus.

Alfred Capus, der jüngste Akademiker Frankreichs, der vor kurzem unter die „Unsterblichen“ aufgenommen wurde, ist einer der feinsten Köpfe der französischen Frau. Es wird daher in einer Zeit, wo anderwärts das „schwächere Geschlecht“ so stürmisch und gewalttätig seine Forderungen stellt, gewiß interessieren, zu hören, was der geistvolle Schriftsteller über die „Frau der Zukunft“ und die besondere Stellung der Französin plaudert.

Die Schriftst. „Was ersehnt Ihr für die Frau von heute?“ Eine solche Umfrage hat in letzter Zeit wieder weite Kreise beschäftigt, und die meisten der befragten Personen antworteten, daß man der Frau vor allen Dingen wünschen müsse, Frau zu bleiben. Unklar, jedoch vortrefflich sind Ausprüche solcher Art, denn alle Welt wird dadurch zufrieden gestellt, und sie zwingen uns nicht eine sofortige Lösung des Problems auf, das übrigens ohne ernsthafte Gefahr ganz gut noch einige Jahre in der Schwebe bleiben kann.

Die Anhänger der Frauenemanzipation um jeden Preis sind viel dringlicher und wollen sich mit provisorischen Maßregeln nicht abfinden lassen. Ihrer Ansicht nach gibt es in unserer Epoche eine neue Frau, die in keiner Beziehung zu denjenigen vergangener Zeiten steht und deren Forderungen wahrscheinlich die Gesellschaft von Grund aus umzuwandeln werden. Um sich beschränkten Köpfen leichter verständlich zu machen, stellen diese Frauenrechtler 3 Typen auf: die Frau von gestern, die Frau von heute und die von morgen. Man würde Erstaunen, ein verächtliches Kädeln bei ihnen hervorruhen, wenn man ihnen sagte, daß die Bürgerin aus dem dreizehnten Jahrhundert, die um acht Uhr, wenn vom Glodenturm das Abendgelaüt erklang, ihre Lagerstatt aufsuchte, bereits aus demselben Stoff bestand, wie die freie, feurige Pariserin des zwanzigsten Jahrhunderts, die erst dann zu Bett geht, wenn es gar nichts anderes mehr für sie zu tun gibt.

„Das Aussehen einer Stadt ist leider viel rascher verändert als der Sterbliche Herzen.“ Unsere unentwegten Frauenrechtler sollten einmal über diesen schönen Vers Baubelaire's nachdenken. Gehen wir heute über die Place de l'Opera spazieren, können wir uns schwer die Stadt von Philippe-Auguste

mit ihren ausgezackten Wällen, ihren Türmen und den spitzgeformten Dächern vorstellten, aber wie leicht wird es uns dagegen, die Frau, die „dort ihr Leben lebte“, wieder vor uns zu erblicken. In einem Rahmen ganz verschiedener Art lebte sie dort ihr Leben, ganz anders als wir das unsere, aber dieselben Bedürfnisse erfüllten sie, dieselben Leidenschaften bewegten sie, sie wurde durch dieselben Tugenden gereizt oder durch dieselben Pflichten zurückgehalten. Ihre Dramen, die Gatten, Kinder und die Liebe betrafen, gleichen denen von heute.

Und Ihre, Frauen der Zukunft, von denen man vorher ein so unerträgliches Bild zeichnen möchte, auch Ihre werdet Eurem Urachninnen sehr ähnlich sein! Um uns diese Ueberzeugung schon jetzt zu verleihen, zieht Ihr manchmal ihre altmodischen Kostüme an und tragt sie mit ebensoviel Grazie wie sie! Man will uns zu dem Glauben zwingen, daß Ihr stärker und energischer sein werdet, und daß Eure Entscheidung über Krieg und Frieden richtiger sein wird als die unsrige. Das sind entsehlige Voraussetzungen, die nur dazu dienen können, die jungen Leute zu erschrecken und sie von Euch fernzuhalten. Wir wollen uns doch darüber klar werden, daß der Ausdruck „Frauen von morgen“ keinen Sinn hat und nur einfach bezeichnet, daß morgen, wie es ohnedies sehr wahrscheinlich ist, auch Frauen da sein werden. Lieben wir unsere Lehre aus diesen Betrachtungen: Nur die Kleinigkeiten wechseln in der Entwicklung der Menschheit.

Indem wir den Frauen wünschen, Frauen zu bleiben, müssen wir feststellen, daß die bekannnten Zeitgenossen, deren Ansichten bei der Umfrage eingeholt wurden, zeigten, daß sie Männer geblieben sind. Eines Tages hörte ich, wie ein sehr großer Industrieller, der ein ganzes Heer von Arbeitern und Beamten aller Art beschäftigte, folgendes äußerte: „Für ein einigermaßen wichtiges Amt verwende ich nur verheiratete Männer, und es liegt mir daran, ihre Frauen kennen zu lernen. Ich stelle ihnen meine Bedingungen nur in Gegenwart ihrer Frauen, und mein Entschluß hängt von dem Eindruck ab, den diese auf mich machen. In den Kreisen der Arbeiter, der Bauern und der kleinen Beamten kommt der Wert des Mannes erst zur Geltung, wenn er verheiratet ist, und dieser Wert hängt vollständig von der Frau ab. Sie ist es, die ihn an Zucht und Ordnung gewöhnt und ihn soweit bringt, daß er sich jeder Situation anzupassen versteht. Durch sie wird seine ganze Umgebung bestimmt, werden ihm Beziehungen geschaffen. Ohne es zu wissen, ist sie es eigentlich, die mir für ihn verantwortlich ist und mir seine höchste Kraftleistung sichert.“

Es sind egoistische Worte eines Menschenzählers, die aber von einer scharfen Beobachtung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse zeugen. In Frankreich steht in der Tat der Einfluß der Frau, die Rolle, die sie spielt, in einem ungeheuren Verhältnis zu der sozialen Stellung des Ehegatten. Nur dem Lande oder bei den Arbeitern ist diese Rolle entscheidend. Das Bauerngut ist das wert, was die Frau gilt. Je höher die gesellschaftliche Stellung ist, in der sich ein Ehepaar befindet, um so äußerlich glänzender wird die Rolle der Frau sein, aber auch um so beschränkter. Sie verliert an Innerlichkeit, was sie an Glanz gewinnt. Man kann sagen, daß in den unteren Volksschichten die Frau wirklich die Herrin und die Leiterin ist, im Mittelstande wird sie die Genossin, während sie in den höheren Gesellschaftskreisen nur noch die Gefährtin ist, eine sicher unentbehrliche Gefährtin, die Eleganz und eine schöne Fassade zu verleihen versteht, gelegentlich auch die Beraterin ist, aber deren Einfluß sich immer mehr vermindert, je höher ihr Mann steigt.

Ich halte es für eine große Unklarheit der Frauenemanzipation, die Frau von heute in das öffentliche Leben und die großen Angelegenheiten der Welt hineinzuziehen. Die Frau ist Herrscherin im Kleinleben. Dort herrscht sie durch die Gaben der Natur und die Befehle der Zivilisation; außerhalb dieses Milieus strauchelt sie, ist unsicher und — fällt. So rufen z. B. ihre nütigen Anstrengungen in England, Amerika und Norwegen, in das Gebiet der Politik hineinzudringen zu wollen, nur ein Lächeln in Frankreich hervor, denn man muß den französischen Frauen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die Frage einer politischen Gleichheit der Geschlechter sie gegenwärtig noch nicht sehr beschäftigt. Eine Verammlung, wie sie etwa in New York zur Erörterung dieser Frage möglich ist, hätte bei uns kein Glück und keinen Erfolg. Einer Amerikanerin, Frau Alva Belmont, haben wir auch das erste Dokument hoher Politik zu danken, das in unseren Tagen einem weiblichen Hirn entsprang. Es handelte sich darin um fremdländische Politik, und Frau Alva Belmont überwand jede Schwierigkeit spielend leicht. Dieses Dokument hat eine etwas verwirrte Herabamkeit und eine Unbestimmtheit, die darauf hinweist, daß Frauen behandelt werden, die man nicht gründlich kennt. Es wird jedenfalls nicht den Weg durch die Pariser Salons machen und die Pariserinnen keineswegs dazu anregen, sich in die hohe Politik zu mischen. Hier erlaubt mich jedoch ein Zweifel, und ich fühle mich einen Augenblick eins mit Frau Alva Belmont und ihrer New Yorker Gründung für politische Gleichheit der Geschlechter und völlige Frauenemanzipation. In der Tat hat sich die Frauen-

emanzipation in den letzten Jahren auf eine Art in die hohe Politik eingeführt, daß ich mich im Gegenteil frage, ob die Frauen nicht herrlich für Politik befähigt sind. Denn — wovon könnte besser als sie von dem und jenem reden, ohne eigentlich etwas zu sagen? Wer besser als sie über Leben und Tod von vielen hunderttausend Menschen mit der unsrerer Epoche unentbehrlichen Deutlichkeit diskutieren? Vielleicht würden wir auch noch den Vorteil haben, daß sie unter sich abgeschlossene Berträge nicht lange geheim halten würden.

### Vermischtes.

Die gesetzlich zugelassene Gebetsheilung. Erst kürzlich hatte sich die Deffentlichkeit mit dem traurigen Schicksal zweier bekannter deutscher Bühnenkünstlerinnen zu beschäftigen, die als Opfer von Gesundheitsrennen in den Tod gegangen sind. Die beiden Fälle, die berechtigtes Aufsehen erregten, verleihen einer neuen Maßnahme des Staates New York auch bei uns Interesse: trotz der Opposition der Ärzte stehen die Staatsbehörden und die gesetzgebenden Körperschaften von New York im Begriff, die Christian Science, die Gesundheitserei, durch ein Gesetz als Heilmethode für vollwertig und zulässig zu erklären. Das Parlament hat bereits gesprochen und die Wahrscheinlichkeit, daß der Gouverneur von seinem Bevorecht Gebrauch macht, ist nur gering. Der amerikanische Unabhängigkeitsinn beharrt dogmatisch dabei, dem Bürger unverfärscht und unverkürmert das Recht zu lassen, „sich nach seiner Art und seinem Geschmade heilen oder töten zu lassen“. Der einflussreichste Verteidiger des neuen Gesetzes war der Richter Dath, der erklärte, er selbst zähle zu jenen Anhängern der Gesundheitserei, die von dem Vorstand der New Yorker Ärzte-Organisation als „geistig beschränkt“ bezeichnet wurden. Der Richter konnte darauf hinweisen, daß bereits eine ganze Anzahl amerikanischer Staaten die Gesundheitserei als gesetzlich zulässiges Heilverfahren eingeführt haben, unter anderen die Staaten Maine, New Hampshire, Connecticut, South Dakota, Tennessee und Massachusetts. Auch in Kalifornien, Colorado, Illinois, Kansas, Louisiana, Northcarolina und Utah sind die Gesundheitserei gesetzlich zugelassen. Als der Verdienst für den Panamakanal organisiert wurde, wurde die Zulassung der Gesundheitserei zunächst „vergesen“, aber Präsident Taft griff dann ein und sorgte dafür, daß durch eine besondere Bestimmung des Gesetzes auch auf Panamakanal die Gesundheitserei ausdrücklich zugelassen wurde! Was die falschen Diagnosen anbelangt, so hätten die amerikanischen Ärzte den Gesundheitsern nichts vorzuwerfen: der Richter legte dabei eine antike Statistik vor, aus der hervorging, daß im New Yorker Bellevue-Hospital die Summe der von den Ärzten gestellten falschen Diagnosen nahezu 50 Proz. erreichte! Armes Amerika.

Verlängerte Probezeit. „Ich glaube hast, wenn der Schinken alle ist, ist's mit deiner Liebe auch herum.“ „So? Wenn du das glaubst, gib mir halt an' größeren Schinken.“

### Büchertisch.

München und das bairische Hochland. Eine prächtige Darstellung dieses Gebiets bringen die neuen soeben vom Fremdenverkehrsverein München herausgegebenen Schriften „Zwölf Tage in München“ und „Ausflüge von München ins bairische Hochland“. In der Form von Tagesprogrammen ist hier das für den Fremden wichtigste zusammengestellt; so ist in der Schrift „Zwölf Tage in München“ für jeden der zwölf Tage ein genauer Stundenplan in tabellarischer Form aufgestellt, der nur die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten aufzählt und es so jedem leicht macht, die Zeit, die er für den Besuch Münchens übrig hat, möglichst auszunützen. In gleicher Weise enthält die Schrift „Ausflüge von München ins bairische Hochland“, wiederum in der Form von Tagesprogrammen, eine Schilderung der bevorzugtesten Ausflugsorten, welcher Angaben über Ausflüge, Beratungen, Automobilpostverbindungen usw. angegliedert sind, so daß der Reisende seine Ausflugsdispositionen mühelos treffen kann. Beiden Büchern sind außerdem ausgewählte Ansichten beigelegt, die als Postkarten verwendet werden können. Die Schriften, von denen eine deutsche, englische und französische Ausgabe hergestellt worden ist, können durch den Fremdenverkehrsverein München bezogen werden und zwar „Zwölf Tage in München“ zum Preis von 30 Bfg. und „Ausflüge von München ins bairische Hochland“ zum Preis von 50 Bfg.

### Logogrivh.

Imm r kannst du mich finden in Dällen wie in Voläden; Schenke statt „a“ mir ein „i“, schätzt man als Arbeitskraft mich. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselrätsels in voriger Nummer: Der Mensch denkt und Gott leut.